

Altpreussische Zeitung

und Anzeiger für

Stadt und Land.



Dieses Blatt (früher „Neuer Elbinger Anzeiger“) erscheint wöchentlich und kostet in Elbing pro Quartal 1,40 Mk., mit Postlohn 1,90 Mk., bei allen Postämtern 2 Mk. Anzeiger- und Aufträge an alle ausw. Zeitungen vermittelt die Expedition dieser Zeitung.

Illustr. Sonntagsblatt — „Der Hausfreund“ (täglich).
Telephon-Anschluß Nr. 3.

Inserate

15 Pf. Nichtabonnenten und Auswärtige 20 Pf. die Spalte ober deren Raum, Resten 25 Pf. pro Zeile, 1 Belegexemplar kostet 10 Pf. Expedition: Eberlingstraße Nr. 13.

Chefredakteur und verantwortlich für den gesamten Inhalt Ludwig Rohmann in Elbing.

Eigentum, Druck und Verlag von G. Gaack in Elbing.

Nr. 161.

Elbing, Freitag,

13. Juli 1894.

46. Jahrg.

Sozialdemokratische Rekruten.

Im Oktober 1892 veröffentlichte die „Volksstimme“, ein pfälzisches Blatt der Sozialdemokratie, amtliche Altkennzeichen, aus denen hervorging, daß in der bayerischen Armee Listen über die Stellung der Rekruten zu der Sozialdemokratie geführt werden. Das erste Altkennzeichen ging von dem Präsidenten der bayerischen Regierung der Pfalz aus und war datiert „Speyer, 4. Oktober 1892“. Die Regierung berichtete „im Vollzuge der von dem königlichen Staatsministerium des Innern unterm 17. August 1885 erlassenen Verfügung“ über die ausgehobenen „Angehänger der sozialdemokratischen Partei“. Die „Verfügung“ stammte aus der Zeit des Sozialistengesetzes. Wir fragen, ob sie ihren Ursprung in München oder aber in Berlin habe. „Werden solche Listen in der preussischen Armee ebenfalls geführt?“ Auf diese Frage ist jetzt, abermals durch Veröffentlichung eines amtlichen Altkennzeichens in einem sozialdemokratischen Blatte, die Antwort erfolgt. Der „Vorwärts“ ist in die Lage gekommen, das Schreiben des Landraths von Niederbarnim wiederzugeben, das von den Bürgermeistern und Gemeindevorstehern ausführliche Berichte über die Stellung der zu der Aushebung herangezogenen und der tatsächlich ausgehobenen Mannschaften zu der Sozialdemokratie und dem Anarchismus fordert und in der Einleitung erklärt, diese Berichterstattung sei „höheren Orts“ angeordnet worden.

Die Regierungsbürokraten sprechen vielfach ihre Enttäuschung über die allerdings bemerkenswerten Thatsachen aus, daß solche Erlasse zur Kenntnis der sozialdemokratischen Presse kommen können, obwohl beispielsweise der Landrath des Kreises Niederbarnim ausdrücklich versichert, „daß über die Sache selbst unbedingt das Amtsgeheimnis gewahrt wird.“ Allein sowohl bei diesen Anordnungen wie bei dem viel erörterten Erlaß des Prinzen Georg von Sachsen über die Soldatenmißhandlungen ist der Weg der Veröffentlichung minder wichtig als ihr Inhalt. Dieser Inhalt ist nur bedauerlich, weil die Militärverwaltung durch diese Befehlsbefugnisse ihren Zweck nicht erreichen kann, dagegen durch die amtliche Kennzeichnung von Stellungspflichtigen und Rekruten als Sozialdemokraten manches Unheil angerichtet werden kann. Für die Heranziehung eines jungen Mannes zum Militärdienst sind die Voraussetzungen gesetzlich vorgeschrieben. Soll neben diesen Voraussetzungen auf die Stellung des Dienstpflichtigen zu der Sozialdemokratie entscheidende Rücksicht genommen werden? Und sollen Stellungspflichtige, die als Sozialdemokraten gelten, unter sonst gleichen Verhältnissen eher zum Dienst herangezogen oder vom Dienst ferngehalten werden? Ist ein solcher Grundsat als berechtigt anzuerkennen, so muß er sogleich durch Gesetz ausgesprochen und seine Durchführung gesetzlich geregelt, nicht der verschiedenartigen Auffassung der Verwaltung überlassen werden.

Die Ausdehnung der Unterweisung Stellungspflichtiger auf ihre politische Gesinnung erscheint überflüssig und schädlich; überflüssig, weil die Erfahrung

lehrt, daß in der deutschen Armee, wo es keine Parteien geben darf, auch keine gibt, sondern jeder Soldat, welche Meinung er auch als Bürger habe, unter der Fahne nichts als Soldat ist, erfüllt von der Pflicht des Gehorsams, von der strengen Manneszucht, folgiam dem Ruf des obersten Kriegsherrn und des Vaterlandes. So wenig es nötig ist, Offiziere und Generale, selbst für den Fall eines Krieges mit überwiegend katholischen Staaten, zu denen der Papst stande, auf ihre Stellung zu der Kirche zu prüfen, so wenig bedarf es der amtlichen Feststellung der wirklichen oder vermutlichen Beziehungen der Dienstpflichtigen zu der Sozialdemokratie. Und wenn heute diese Feststellung erfolgt und gebilligt wird, weshalb soll nicht morgen mit Hilfe der Bürgermeister und Gemeindevorsteher ermittelt werden, wer von den Stellungspflichtigen und Rekruten es mit den Freimaurern oder mit den Antisemiten oder mit den Doppelwährungsmännern und mit Herrn von Bloch und seinen Bündlern hält? Soll die Armee aller Politik und allem Parteiwesen fern bleiben, so soll auch die Verwaltung in dem Soldaten nicht den Politiker und Parteimann sehen noch suchen.

Die entgegengekehrte Haltung müßte zu bedenklichen Folgen führen. Denn was dem gemeinen Soldaten recht wäre, müßte dem Offizier billig sein. Der heutige Reichsfinanzminister wird von den Kreuzrittern, den Antisemiten, den Bündlern, den Kreuzzeitungsrittern auf das heftigste angegriffen. Er hat auch ausgesprochen, daß in der Wirkung die Thätigkeit der Abwardt und Genossen, der der Sozialdemokratie gleichwertig sei. Kein Advantagur, Führer oder Kadett, der nach seinen Familienverhältnissen oder nach dem Urtheil des Gemeindevorstehers der Meinung zu solchen politischen Strömungen verdächtig wäre, dürfte dann Offizier werden, und der Offizier, in dem man einen Freund jener Bestrebungen sehen könnte, müßte von der Beförderung ausgeschlossen oder aus der Armee entfernt werden. Wenn man solchen Gedanken Raum gäbe, würde man bald weder genug Offiziere noch genug Rekruten haben. Wir wollen jedoch gern annehmen, daß die angeordnete Feststellung nur den Zweck der Überwachung dienen solle, daß die Militärbehörden nur zu wissen bemüht seien, auf wen sie besonders Obacht zu geben haben, daß niemand wegen seiner politischen Gesinnung vom Dienste ausgeschlossen, zum Dienste herangezogen oder im Dienste schlechter als ein anderer behandelt werden dürfe. Auch in diesem Falle muß bestritten werden, daß die gute Absicht der oberen Stellen nicht überall das nötige Verständnis finde und mancher Soldat unter seiner richtigen oder falschen Kennzeichnung als Sozialdemokrat unverdient zu leiden habe.

Wer ist überhaupt Sozialdemokrat? Die Entscheidung ist oft genug zu schwierig, als daß sie einem Bürgermeister oder Gemeindevorsteher überlassen werden könnte. Gerade bei der Handhabung des Sozialistengesetzes sind so viel Mißgriffe vorgekommen, daß man sich vor einer Wiederholung dieser Prozeduren hüten sollte. Verschiedentlich ist Schreies „Interessen des Sozialismus“ als sozialdemokratisches, gemeingefährliches Werk verboten worden. Eine ganze An-

zahl Behörden hat die Hirsch-Duncker'schen Gewerkschaften für sozialdemokratische Gebilde angesehen. Und sind nicht noch in jüngster Zeit der Pastor Schall, der Pastor Böhre als Sozialdemokrat bezeichnet worden? Bei der Erörterung des bayerischen Erlasses erklärte die „Volksstimme“, die ihre Leute besser als das Bezirksamt kennt, daß viele der als Sozialdemokraten aufgezeichneten Personen auch nicht das entfernteste mit der sozialistischen oder einer verwandten Richtung zu thun haben. In eine peinliche Lage gerät angeschick eine Verfügung wie der des Niederbarnimer Landraths ein Gemeindevorsteher, der es als seine Pflicht ansieht, nicht sowohl die Gesinnung seiner Gemeindeglieder zu überwachen als die Interessen der Gemeinde wahrzunehmen. Er weiß nicht, welcher Partei die Stellungspflichtigen angehören. Soll er nun das Gutachten eines Volksdieners, eines Gendarmen einholen? Und soll die Militärbehörde ein solches Material als zuverläßig ansehen?

Schüler und Lehrlinge dürfen nach dem preussischen Verordnungsgebe an politischen Versammlungen nicht teilnehmen. Stellungspflichtige werden die jungen Leute in Jahren, in denen sie als „zielbewußte Vertreter“ oder „zweifellose Mitglieder“ einer Partei schwerlich angesehen werden können, sondern gemeinhin politisch noch vollkommen unreif sind, geschweige daß sie „eine gewisse Führerrolle“ innerhalb der Partei eingenommen haben. In dem landräthlichen Schreiben wird gesagt, „wer als Vertreter der sozialdemokratischen Lehren gelte.“ Welchem gelte? Und wer stellt fest, ob mit Recht oder Unrecht? Und was geschieht, wenn die Liste, wie es in Bayern gebräuchlich ist, für gefällige weitere vertrauliche Bekanntheit in Umlauf gesetzt wird? Was wie dem bayerischen Erlaß gegenüber sagten, gilt auch für Preußen; die militärischen Vorgesetzten können nicht die Aufgabe haben, zugleich politische Drillmeister zu sein. Sie dürfen nicht sogleich sozialpolitische Vorträge halten und die Ansichten über Dinge, die mit dem Militärdienst nichts zu thun haben, zu beeinflussen suchen, da es ihnen dazu wohl an jeder Zuständigkeit wie häufig an jeder Befähigung mangelt. Man wird aber noch weniger beachtlichen können, einen sozialdemokratischen Gesinnung verdächtigen Rekruten etwa durch besondere Strenge zu bestrafen. Und doch können etliche von den niedrigeren Vorgesetzten in solche Irrthümer verfallen.“

Nennenswerthen Vortheil kann die Untersuchung der politischen Gesinnung der Stellungspflichtigen und Rekruten in keinem Falle bringen. Wenn überhaupt eine Gefahr für die Armee zu besorgen wäre, so käme sie nicht von denen, die der Behörde als Sozialdemokraten bezeichnet werden können, sondern von denen, die vorsichtig genug sind, mit ihrer Gesinnung nicht öffentlich hervorzutreten, oder von denen, über die eine Militärbehörde keine Gewalt hat.

Politische Tageschau.

Elbing, 12. Juli.

Der Jesuitenantrag ist, wie nachträglich mitge-

theilt wird, im Bundesrath nicht einstimmig, sondern gegen eine Stimme — und zwar vermuthet man gegen die Stimme von Reuß ä. L. — abgelehnt worden. Gegen die Wiederzulassung der Redemptoristen hatten sich Baden und mehrere kleinere Staaten erhoben. Die Zulassung der Bäter vom heiligen Geiste ist einstimmig erfolgt. — Die „Alln. Ztg.“ stellt noch besonders fest, daß der Bundesrathsbeschluß auf Wiederzulassung der Redemptoristen keine Regierung verpflichtet, die Redemptoristen zuzulassen, sie können nur zugelassen werden. Ob dies geschieht, wird in dem Ermessen jeder einzelnen Regierung liegen. Ueber die Haltung des Centrums zu den Bundesrathsbeschlüssen äußert sich die „Alln. Volksztg.“ dahin, daß das katholische Volk nach wie vor die Aufhebung des ganzen Jesuitengesetzes verlange und die Wiederzulassung der Redemptoristen nur als eine Theilzahlung ansehe.

Ein interessanter diplomatischer Conflict hat sich zwischen der hohen Porte und Italien entspannen. Der Sultan weigert sich nämlich ganz entschieden, den neu ernannten Votschafter Catalani, einer Fatma Crispis anzuerkennen, und hat, gebroch, erforderlich falls den türkischen Votschafter beim Auftreten abzuerkennen. Selbstverständlich wird es soweit nicht kommen, obwohl Italien keineswegs gewillt ist, sich in sein Recht, seine Votschafter nach Belieben zu ernennen, irgend welche Einsprüche gefallen zu lassen. Im diplomatischen Corps von Konstantinopel erregt dieser curiose Streitsfall allgemeines Aufsehen.

Auf der Insel Kambol ist nach einer am Dienstag im Haag eingelaufenen amtlichen Depesche die holländische Expedition bei ihren Rekognoszirungszügen auf einen Widerstand gestoßen. Der Gesundheitszustand der Truppen ist gut. Djilantik, der Hauptling von Kambol, einem Vasallenstaate des Sultans von Lombok, hat beschlossen, seine Truppen in Stärke von 1200 Mann durch niederländische Truppen nach Kambol zurückzuführen zu lassen, während er selbst in der holländischen Armee verbleibt.

Ueber die Lage im nordamerikanischen Streifgebiet erhalten wir aus Chicago die Nachricht, daß der geistige Leiter des gesammten Auslands, Debs, der bereits zwei Jahre wegen Trunkucht in ärztlicher Behandlung gewesen ist, unter der Anklage der Verdrückung verhaftet worden. Die Lage hat sich gebessert, die Eisenbahnzüge beginnen wieder zu verkehren. Die während der letzten 14 Tage stattgefundenen Feuerbrünste haben keinen so großen Schaden angerichtet, als man vermuthet hatte. Feuerwäher war eben gleich am Wabe. Jetzt bewacht die Polizei namentlich die Wasserwerke, damit der Stadt nicht die Wasserversorgung abgeschnitten wird. Mittlerweile sind die pensionirten Polizisten Chicagos aufgefordert worden, auch Neue einzutreten. Die Freiwilligen vermehren sich. In Chicago giebt es eine skandinavische Kavallerie-Kompagnie. Sie hat den städtischen Behörden ihre Dienste angeboten und ihr Anerbieten ist angenommen worden. Auch 200 Mann von der Grand Army of the Republic haben sich erbötig erklärt, zur Aufrechterhaltung der

Große Herzen, dem Weltmeere gleich, gefrieren nie. *Vorne.*

30 Grad im Schatten.

Stilze von E. Adrian.

Nachdruck verboten.

Formlich unerträglich wurde die Hitze. Sie hatte geradezu Gewicht bekommen und lastete mit Centnern und erdrückend. Ein großes, weißes Licht durchflutete das kleine Amtsstädtchen, drang in den verborgenen Winkel, erfüllte Alles, verdrängte Alles. In der Schreiberstube drinnen hatte man das Gefühl, die Welt draußen sei sanft und selig in einen tiefen Nachmittagschlaf entschlummert. Nichts regte sich, absolut nichts, nur der Laufbrunnen vor dem Fenster ließ mit gleichmäßigem Rauschen einen klaren, süßlichen Strahl in einen steinernen, bis zum Rand gefüllten Trog schiefen.

Es war ein wonniges Schummerfeld für eine faule, schläfrige Schreiberseele. In einer Art Halb-schlaf starrte denn auch Herr Friedelich Friedel am Fenster lehnd nach dem besagten Troge. Nicht Wasserkrufen wucherten darin, nicht Wasserrosen schwammen darauf, etwas anderes ragte aus dem klaren Spiegel auf: ein paar lieblich glänzende, braune Flaschenhälfe, leicht angehaucht von der Hitze des sie umspielenden Passes.

Der Colleague des Flaschenhälfebeobachters, Schreiber Sendelin, schlief, den Kopf auf die Tischplatte gedrückt, ein Bein in der Rechten. Zuweilen fuhr er auf, um jagte ihr nach bis in den fernsten Ecke und blieb schließlich vor dem Thermometer wie versteinert stehen. Die Zahl der Grade, so traurig, als bedeute das ganze Welt Ende.

Herr Friedel zog eine funkelnegeleue, silberne Uhr aus der Westentasche. „Jetzt fühlen sie eine

halbe Stunde, jetzt kann die Sache losgehen. Es ist doch ein wahres Glück, daß der Vorstand über Land ist; etwas Rücksicht kann man doch noch von den Vorgesetzten erwarten, wenn sie Anspruch auf Loyalität machen wollen. — Herr des Himmels, ist das eine Hitze. Wenn heute vor 22 Jahren so geheizt worden wäre, ich hätte mich entschieden geweigert, das edle Bild der Welt zu erblicken.“ Es wäre das sehr zu bedauern gewesen, denn Herr Friedel hätte dann heute nicht seinen Geburtsstag feiern können; seine Eltern, Weinbauern am Gebirg, hätten keinen vernünftigen Anlaß gehabt, ihm nebst frommen Wünschen den bereits so praktisch verwerteten Chronometer und ein Flaschen Wein zur leiblichen und geistigen Stärkung zu schicken.

„Nun denn, los!“ rief Sendelin. „Meine Zunge klebt am Gaumen, meine Leber schrumpft ein, mein Gehirn verdampft.“

Vorsichtig holte Friedel eine Flasche durch's Fenster herein, die Paplere flogen vom Tisch, und freundliche Gläser marschirten auf. Da wurden Schritte hörbar, langsame, schleppende Schritte, die fast gespenstig schallend, den langen Gang heraus-tamen. Es pustete und leuchtete vor der Thüre, und dann flog diese auf, und auf der Schwelle zeigte sich, blutroth im Gesicht, tiefend und athemlos Volk-zeldener Birkhubn. Hinter ihm erschien ein braunes, verdrossen und spöttisch dreinschauendes Individuum mit pfiffigen Augen und weit ausgeblähten Nasen-taschen, aus denen Nessel und Birnen, leuchtende corpora delicta, verätherlich hervorschaute.

„Es geht nicht mehr,“ jammerte der brave Beamte, „bis zum Arrest komme ich nicht, ohne daß mich verschiedene Schläge rühren, und da halt doch Ihr Geburts-tag ist, Herr Friedel, so wollt' ich im Vorbeigehen gratuliren. Herzlichen Glückwunsch, Herr Friedel!“

„Danke, danke, das ist schön, jetzt trinken Sie ein Glas mit zur Feier des Tages.“ Das goldene Ras- perkte, die Gläser klangen.

„Ich hab' auch Durst,“ brummte der braune Bursche, der sich bröckel und saul auf eine Bank hatte fallen lassen.

keinen Durst zu haben auf dem Transport. Steht auf dem Bienerthof, nächtigt in der Scheune mit brennender Pfeife und hat Durst auf dem Transport — so etwas!“

„Nun, man ist doch kein Unmensch,“ fiel Friedel ein. „Ich bin heut' in der Geberlaune,“ fuhr der hochgebildete und sehr belebete Jüngling fort und schöppte aus dem Troge vor dem Fenster einen Bokal Wasser. Der Durst des Bagabunden mußte aber nicht so übergroß gewesen sein, denn nach sichtlichem Nerven-schob er das Glas mit einem offensichtlichen Widerwillen von sich.

Der Wein war köstlich, erfrischte, stärkte, weckte neue Lebensgeister. Um ruhiger genießen zu können, verschloß man die Thüre und steckte den Schlüssel in die Tasche. Wie immer, wenn der brave Deutsche beim Trunk sitzt, ward die Erzählerlust reger. Die schlechtesten Witze und die ältesten Anekdoten fanden ein dankbares Publikum. Besonders empfänglich gelagte sich der Volkzeldener, der bei jeder Pointe mit den Fäusteln auf den Tisch trommelte, daß die Gläser tanzen. Aber auch der Bagabund war offenbar humoristisch veranlagt, denn er schlug sich mit den braunen Händen auf die Schenkel, was ihm einen wühenden Beweis von Seiten des Sicherheitsbeamten zuzog.

Die besten Erzähler sind übrigens schließlich erschöpft, so stellte sich auch bei dem poculirenden Trifolum eine Schweigepause ein. Doch kein Engel ging durch das Zimmer, vielmehr räusperte sich der Bagabund und begann eine sehr gepfefferte und gewürzte Geschichte aufzutischen, die wahre Lachorgane hervorrief. „Famos, großartig!“ riefen die Schreiber um die Wette, und der Herr Friedel konnte nicht umhin, dem lustigen Erzähler ein volles Glas zu kredenzen.

„Zum Wohlsein!“ sprach der gestittete Aepfeldieb und „Prost!“ erwiderte der Chor.

Der Wein löste des Mannes Zunge und eine köstliche Geschichte folgte der anderen, und da Herr Friedel's Hand bedenklich zitterte, so hatte der Delinquent die Freundlichkeit, des Schenkenamts mit Umsicht zu walten. Er that dies so gründlich, daß plötz-

lich kam, und sie nacheinander sanft entschlummerten. Nur der braune Ganymed wachte, leerte noch eine Flasche und streckte sich dann behaglich seinerseits auf der Bank aus.

Lange schnarchten die Vier, da klopfte es plötzlich schüchtern an die Thüre. Friedel taumelte von seinem Sitze auf, drehte sich einmal um sich selbst und öffnete nach einigem vergeblichen Bemühen. Eine dicke Bauers-frau, die sich für den wichtigen Gang in festliches Gewand gefleidet und namentlich eine schwarze Seiten-schürze angelegt hatte, erklachten auf der Schwelle und begehrte irgend eine Urkunde. Friedel, der halbträglern eingeschlagen und dreiviertel angetrunken aufgemacht war, richtete nach diesem Compliment mit feierlichem Ernst der biden, vollständig konfirtierten Bauersfrau den Arm und führte sie zum Tisch. „Bitte, Madame, geruchen Sie Platz zu nehmen!“ Mit der Vordringst der Gewohnheit kletterte er eine Leiter hinauf und wühlte in verschiedenen Regalen, fand aber natürlich nichts. Er versicherte jedoch der Frau, daß die „Sache im Lauf sei und sie beruhigt nach Hause gehen könne.“ Dann setzte er dem „willkommenen Besuch“ ein Glas vor, das die vollständig verwirrte Frau schüchtern leerte, worauf sie sich den Mund mit der Schürze abwischte und rückwärts mit ehfurchsvollem Gruß verschwand. Ein Duzend Complimente machte ihr noch Herr Friedel, als die Thür sich längst geschlossen.

Dann aber schleuderte er einen Zocker hinaus, der die übrige Geburtsstagsgesellschaft förmlich emporriß. Und nun öffnete man die Fenster, durch die ein kühlher Abendwind hereinwehte und neue Freudigkeit und Lebenslust den Gemüthern zuführte. Ein weiteres Duzend Flaschen verlor im Brunnentrop, eine Lampe mit Gemeindepetroleum spendete bald freundliches Licht. „Singen wir Ein's,“ hieß es schließlich, und man sang zum Glückwünsche. Als der Bagabund sehr „Ein freies Leben führen wir“ anstimmte, fielen die Anderen mit besonderer Begeisterung ein. „Nichts schöneres, als eine Gesellschaft von freien Brüdern!“ rief enthusiastisch das Geburtsstagskind; alle vier umschlangen sich, Tränen der Nührung in den Augen. Man duchte sich und rief sich beim Vornamen, zu welchem Besuche der braune Gast sich als „Gelnrich“

Die Obst- und Schaumweine

von **G. Leistikow-Neuhof** haben sich ein so vorzügliches Re-nommée geschaffen, daß dieselben alle in der letzten Zeit hier vielfach angepriesenen auswärtigen Con-currenzfabrikate bei Weitem über-treffen. Niederlagen unterhalten die Herren **Bernh. Janzen**, Mühlen-damm, Tiessen & Suder-mann, Hofstraße, J. E. Preuss, Wasserstraße.

Auswärtige Familien-Nachrichten.
Verlobt: Frä. Martha Netze - Ober-blankenau mit dem Landwirth Herrn Mag. Reschke - Bartenstein.
Geboren: Herrn Steinfurth - Marien-burg 1 S. - Herrn Joh. Hartmann - Danzig 1 T.
Gestorben: Handelsmann Herr Joel Paradies - Danzig. - Frau Rosalie Laemmer, geb. Brelinski - Marienburg. - Königl. Buchwärter a. D. Herr Johann Bingel - Marienwerder. - Frau Clara Pünchera, geb. Ruf-thorn. - Revierförster Herr Herr-mann Horn - Bollgunden.

Elbinger Standesamt.
 Vom 12. Juli 1894.
Geburten: Steinseger Ferdinand Marholz 1 T. - Wöttchermeister August Linder 1 S. - Bahnarbeiter Friedrich Henf 1 S.
Sterbefälle: Hospitalitin, Wittwe Anna Kopenhagen, geb. Kamrad, 78 J. - Bern. Fuhrhalter Anna Domke, geb. Pauls, 79 J. - Zimmergefellensfrau Henriette Binding, geb. Kling, 28 J.

Dankagung.
 Für die vielen Beweise herzlicher Theilnahme, sowie für die reichen Kranz- und Blumenspenden bei der Beerdigung unserer theuren Mutter, der verewittweten **Frau Stadtrath Ruhdel**, geb. **Grube**, sagen innigen Dank
Carl Ruhdel und Frau.

Todes-Anzeige.
 Gestern Nachmittag 3 Uhr starb nach langen Leiden die Hospitalitin **Anna Kopenhagen**, geb. **Kamrad**. Die Beerdigung findet Freitag Nachmittag 5 Uhr vom Heil. Leichnams-Hospital aus statt. Bekannte der Verstorbenen zeigen dieses zur Theilnahme an.

Liedertafel.
 Freitag, d. 13. huj., 8 Uhr:
 Generalprobe für Danzig.

Sonntag, den 15. d. M., feiert der **Ortsverein der graphischen Berufe und Maler** in **Bellevue** das **Fest der Fahnenweihe**, verbunden mit **Concert, Festrede, Kinderbelustigung, Verwünschung, Scheibenschießen u. A. m.** Anfang des Concerts 4 Uhr. **Entrée 30 Pf.**
Schluß: TANZ.
 Kinder unter 8 Jahren frei, bis 14 Jahren 10 Pf.

Diejenigen geehrten Vereine, welche ihre Theilnahme freundlichst zugesagt haben, werden um 3 Uhr von ihren Vereinslokalen mit Musik abgeholt. Es ladet hierzu ganz ergebenst ein
Der Vorstand.

Gewerkverein der Maschinenbauer.
 Sonnabend, den 14. Juli d. Js., **Abends 8 Uhr:**
Verjammlung.

Sonntag, den 15. Juli d. Js., **Nachmittags 2 1/4 Uhr:**
Verjammlung im „Gold. Löwen“ behufs Abmarsch zur **Fahnenweihe** des Gewerkvereins der Graphischen Berufe und Maler. Um zahlreiche Theilnahme bittet
Der Vorstand.
 Dasselbst sind die neuen Vereins-abzeichen in Empfang zu nehmen.

18 Pf. ff. Limb., 9 Pf. ff. Schweiz.-Käse
 je W. 6 Nachn. Hofmann, Käsch, München.

Petroleum-Lieferung.

Zur Ausbietung der Lieferung von ca. 7860 kg bestem, gut gereinigtem Petroleum für den Bedarf der hiesigen Straßenbeleuchtung p. 1894/95 ist ein Termin auf

Montag, den 16. Juli cr., Vormittags 11 Uhr, im Rathhause vor Herrn Stadtbaurath **Lehmann** anberaumt, zu dessen Wahrnehmung Reflektanten mit dem Bemerkten eingeladen werden, daß versiegelte Proben des zu offerirenden Petroleums (russischen und amerikanischen) von mindestens 1/2 Liter mit zur Stelle zu bringen sind.
 Die Lieferungsbedingungen können schon vor dem Termin in unserem Bureau III. eingesehen werden.
 Elbing, den 11. Juli 1894.
Der Magistrat.

Aufgebot.

Die Wittve **Eva Goldschmidt**, geb. **Stolzenberg**, aus **Tolkemit** hat zugleich als Verwalterin des Nachlasses ihres Ehemanns **Gerson Goldschmidt** das Aufgebot des Hypotheken-Dokuments über die bei Tolkemit Nr. 274, Abtheilung III, Nr. 1 für die Wittve **Magdalene Gehrman**, geb. **Fedderau**, und die Geschwister **Anna, Franz, Magdalene, Dorothea und Ferdinand Gehrman** zu **Neuendorf** zu 5 % ver-zinslich aus der Verhandlung vom 23. Juli 1858 eingetragenen Darlehns-forderung von 600 Thlr., für welche Post bei Tolkemit Nr. 279, Abtheilung III, Nr. 1 eine Kaution in gleichem Betrage zufolge Verfügung vom 7. August 1858, beantragt. Der Inhaber der Urkunde wird aufgefordert, spätestens in dem auf **den 12. November 1894,**

Vormittags 11 Uhr, vor dem unterzeichneten Gerichte, Zimmer Nr. 12, anberaumten Aufgebotsstermine seine Rechte anzumelden und die Urkunde vorzulegen, widrigenfalls die Kraftlos-erklärung der Urkunde erfolgen wird.
 Elbing, den 7. Juli 1894.
Königliches Amtsgericht.

Neuheiten

in **Kleiderbesätzen,** sowie **sämmtliche Nähmaterialien, Futterstoffe und Schweißblätter zur Schneiderei** empfiehlt bei größter Auswahl und anerkannt billigsten Preisen
Anna Damm,
 Alter Markt 15.

Sonnenschirme

verkaufe, um damit zu räumen, zu jedem nur annehmbaren Preise aus.
Anna Damm,
 Alter Markt 15.

Corsettes

in **nur gut sitzenden Facons** empfiehlt von 60 Pf. an
Anna Damm,
 Alter Markt 15.

Sommerhandschuhe u. Strümpfe

von 15 Pf. an,
Damen-Plaids von 1,00 M. an,

in **Wirtschaftsschürzen, schwarze Schürzen, Kinderschürzen, Chemisettes, Kragen, Manschetten, Shlipse, Gummiträger** empfiehlt zu anerkannt billigsten Preisen

Anna Damm,
 Alter Markt 15.

Sommerblousen

in größter Auswahl empfiehlt

Anna Damm,
 Alter Markt 15.

Alte Briefmarken!
 kauft Postsekretär Fuchs, Raumburg. (S.)

16. Luxus-Pferdemarkt-Lotterie

zu **Marienburg in Westpreussen.**
Ziehung am 27. September 1894.
1900 Gewinne = 90000 Mark.

Loose à 1 Mark, auf 10 Loose 1 Freiloos, Porto und Gewinnliste 20 Pfg., empfiehlt und versendet auch gegen Briefmarken
Carl Heintze, Berlin W. (Hôtel Royal),
 Unter den Linden 3.

Hauptgewinne:
 1 Landauer . . . mit 4 Pferden
 1 Kutschir-Phaeton mit 4 Pferden
 1 Halbwagen . . . mit 2 Pferden
 1 Jagdwagen . . . mit 2 Pferden
 1 Halbwagen . . . mit 2 Pferden
 1 Selbstfahrer . . mit 2 Pferden
 1 Coupé . . . mit 1 Pferde
 1 Parkwagen . . . mit 2 Ponies
 2 Paar Passpferde
 8 gesattelte und gezäumte Reitpferde
 75 Reit- oder Wagenpferde in Summa
 8 compl. bespannte Equipagen mit
 106 Reit- und Wagenpferden.
 Ausserdem:
 5 goldene Kaiser-Friedrich-Medaillen à 100 M.
 50 goldene Drei-Kaiser-Medaillen „ 20 M.
 1000 silberne Kaiser-Friedrich-Medaillen „ 5 M.
 752 Luxus- und Gebrauchsgegenstände.

Älteste bestorganisirte Annoncen-Expedition
Haasenstein & Vogler
 Actien-Gesellschaft,
Königsberg i. Pr., Kneiphöf'sche Langgasse 261
 besorgt billigst, zuverlässig und reell Annoncen jeder Art für hiesige und auswärtige Zeitungen, sie giebt auf die Original-Tarife der Zeitungen die höchsten Rabatte
und ist unparteiisch bei der Auswahl der Zeitungen und Zeitschriften.
 Jeder Inserent handelt in eigenem Interesse, wenn er vor Ertheilung seiner Aufträge erst von Haasenstein & Vogler A.G. Kostenvoranschläge verlangt. Geschnadvolle Entwürfe auf Wunsch. 40jähr. Erfahrung verbürgt die richtigste Auskunft, wie und wo man erfolgreich inserirt.

Farben-Handlung
Richard Wiebe, Elbing,
 Nr. 34. Heiligegeiststraße Nr. 34.
 Maler-, Maurer-, Künstlerfarben, Pinsel, Lacke, Firnis etc.
billigst.

Dampfsägewerk Joh. Müller,
 Elbing, Speicherinsel,
 offerirt:
 Seiten- und wettergraue Bretter, Bohlen, sowie Ziegelbretter zu herabgesetzten Preisen.
 Stiftenbretter, 1, 1 1/2 u. 2 Centimeter stark, überhaupt jede Art Schnittholz in diversen Dimensionen und Holzarten zu bekannt billigen Preisen.

Trockene Maler- u. Maurerfarben, Lade, Firnis, Pinsel, Schablonen, Kitt, Bronze
 kauft man in bester Qualität am billigsten bei
J. Staesz jun.,
 Königsbergerstraße 84 und Wasserstraße 44.
 Spezialität: **Streichfertige Oelfarben.**

Zeitung für Mode und Handarbeiten.
Die elegante Mode.
 Herausgegeben von der Redaction des „Bazar“.
Preis vierteljährlich nur 1 1/4 Mark.
 Monatlich erscheinen 2 Nummern.
 Jede Nummer bringt Schnittmuster in natürlicher Grösse.
Colorirte Stahlstich-Modenbilder.
 Die „Elegante Mode“ ist tonangebend; ihre Pariser Mode-Neuheiten zeichnen sich durch elegante Einfachheit aus.
 Abonnements bei allen Postanstalten und Buchhandlungen nur — 1 1/4 Mark — vierteljährlich.

Neuheiten in Verlobungs-, Tisch-, Menu-Visiten-Karten sind eingetroffen
 und empfehlen solche in prachtvollen Farbennuancen, mit und ohne Goldrand, gepressten Blumen und solchen in Lichtdruck, umgelegten Ecken etc. etc.
in vielfacher Form und Grösse bei billiger Preislage.
 Muster werden gern vorgelegt.
H. Gaartz' Buch- & Kunstdruckerei.

Atelier für künstl. Zähne
 Specialität:
Plombiren.
C. Klebbe,
 Inn. Mühlen-damm 20/21.

1 Wohnung v. 2 Zimm., h. Küche, Kammer u. Wasserl., 2 Tr., 1 Zimm. mit Küche, 3 Tr., vom 1. October zu vermieten
Schmiedestraße 16.

Ein geprüfter Maschinist
 sucht eine Stelle von sofort oder später. Zu erfragen in der Expedition d. Ztg.

Herrschaft Sternbach bei **Omanno** in Westpr. sucht von sofort einen tüchtigen, gewandten **Rechnungsführer**, der eine gute Handschrift schreibt und genau mit der doppelten Buchführung und Gutsvorsteher-Geschäften vertraut ist und auch die Hofverwaltung mit übernimmt. Gehalt 500 Mark und freie Station.

Suche zu sofort einen unverheiratheten ordentlichen **Müllergefellen** der auch mit Schneiden auf Wollgatter vertraut ist. Gehalt pro Woche 6,50 M.
Berndt, Hammer
 6. Flötenstein Wpr.

Ein tüchtiger, selbstständiger **Meier**, der die Aufsicht über den Vieh- und Schweinestall mit übernehmen muß, wird für eine Dampfmolkerei mit dänischer Centrifuge für ein Rittergut in Westpreußen gesucht. Gesuche mit Gehalts-angabe bei freier Station sind zu richten an **Eduard Ahlborn, Danzig.**

Suche zum baldigen Antritt eine anständige, zuverlässige **Wirthin resp. Meierin**, welche hauptsächlich das Melken von 60 Kühen beaufsichtigen muß (Milch wird in die Molkerei geschickt) und in der Küche erfahren ist. Meld. mit Zeugnißabschr. u. Gehaltsanspr. sind zu richten an Frau Rittergutsbesitzer **Schwanke, Gr. Schläffen** bei Gr. Koslau.

Suche zu sofort ein anständiges **junges Mädchen**, welches sich vor keiner Arbeit scheut, als Stütze. Familienanschluß und 120 M. Gehalt.
 Frau Gutsbesitzer **Reich, Barkenfelde** Wpr.

Eine Granatbroche am Mittwoch in Vogelgang verloren. — Gegen Belohnung abzugeben im Cigarren-Geschäft des Herrn **Cornelius Siebert**, Schmiedestraße.

Der Hausfreund.

Tägliche Beilage zur „Altpreussischen Zeitung“.

Nr. 161.

Elbing, den 13. Juli.

1894.

Das Stipendium.

Erzählung von Jenny Strich.

Nachdruck verboten.

1)

I.

„Du bleibst also wirklich dabei, Dich in unserem kleinen Neste als Arzt niederzulassen?“ sagte, die geleerte Tasse zurückschiebend und wieder zu der halb angerauchten Zigarre greifend, der Kantor und Lehrer Gehe zu seinem ihm am Kaffeetische gegenüberstehenden Sohn. Es war das erste vertrauliche Gespräch, was beide nach einer längeren Trennung führten, denn der junge Mann hatte seinen Studien so fleißig obgelegen, daß er selbst während der Ferien mehrere Semester nicht nach Hause gekommen war. Erst vor wenigen Stunden war er eingetroffen.

„Gewiß, lieber Vater,“ erwiderte er, indem er sich in seinen Stuhl zurücklehnte und die Augen durch die lange nicht gesehenen und ihm doch so innig vertrauten Räume schweifen ließ, „ach, es thut gut, nach so langer Abwesenheit wieder dahelmin zu sein.“

„Nun, ich hoffe, ein mehrwöchentlicher Aufenthalt in unserem guten Freudenstadt wird Dich schon anderen Sinnes machen, mein lieber Herrmann.“

„Hoffst und wünschst Du das wirklich?“ entgegnete mit leichtem Kopfschütteln der Sohn, „offenherzig gestanden, ich begreife das nicht recht. Du sagtest mir, als ich mein Studium begann, Du könntest mich nur mit Hilfe des Familienstipendiums auf der Universität erhalten.“

„Das war die volle Wahrheit,“ fiel Gehe eifrig ein.

„Du wünschtest sogar, ich solle Theologe werden, weil ich dann sofort eine Hauslehrerstelle annehmen könnte und liehest Dich mit dem von mir gewählten Studium der Medizin nur versehen durch die Aussicht auf die Praxis, die mir, sobald ich promovirt haben würde, hier sicher wäre,“ fuhr der Sohn fort.

„Das war damals auch alles ganz richtig,“ fiel Gehe schnell ein, „jetzt aber —“ Er stockte, als er den verwunderten Blick seines Sohnes bemerkte.

„Nun, jetzt? Ich müßte doch nicht, daß

etwas anders geworden wäre? fragte Herrmann. — „Das wohl nicht eigentlich, ich meinte nur damals lebte deine Mutter noch,“ erwiderte Gehe etwas zögernd und als ob er sich auf diese Antwort soeben erst besonnen habe.

Herrmann bemerkte das nicht; sein hübsches, offenes Gesicht überflog eine Wolke, die klaren, graublauen Augen erhielten einen feuchten Schimmer und mit bewegter Stimme sagte er: „Ja, es war ihre schönste Hoffnung, mich in die Fußtapfen ihres Vaters treten und hier in Freudenstadt als Arzt praktizieren zu sehen. Es trifft sich günstig, daß der Nachfolger des Großvaters jetzt gerade die Stadt verlassen und mir die Praxis übergeben will. Schon um des Andenkens an ihn und die Mutter —“

„Aber lieber Sohn, das nenne ich die Pietät doch zu weit treiben,“ unterbrach ihn der Kantor. „Was hat der Großvater, was hat Deine Mutter davon. Wenn Du in die Tretmühle gehst?“

„Es ist keine Tretmühle, sondern ein befriedigender, segensbringender Beruf, was meiner hier wartet,“ sagte sehr ernst der junge Arzt. Gehe zuckte die Achseln. „Ich fürchte, Du wirst von Deinen Illusionen zurückkommen, wenn es für Dich zu spät oder doch viel schwieriger geworden ist, eine andere Laufbahn einzuschlagen,“ versetzte er. „Wie viel glänzender würde sich Deine Zukunft gestalten, wenn Du nach der Unversität zurückkehrtest, die Du mit so vorzüglichen Zeugnissen verlassen hast, und Dich dort als Privatdozent habilitirtest.“

„Christlich gestanden, mein Sinn ist mehr darauf gerichtet, als praktischer Arzt zu wirken.“

„Das läßt sich damit sehr wohl verbinden; die Herren Unversitätsprofessoren sind die gesuchtesten und am besten honorirten Aerzte.“

„Et, Du siehst mich bereits als Professor!“ lachte Herrmann. „Ehe man es dahin bringt, vergeht noch manches Jahr.“

„Wird bei Dir nicht allzu lange währen, davor ist mir nicht bange,“ versicherte Gehe und betrachtete seinen Sohn mit Blicken, in welchen sich der väterliche Stolz spiegelte.

„Immerhin ist es im besten Falle eine geraume Zeit, bis man ein sicheres Einkommen hat, während ich, wenn ich hier bleibe, bald auf eigenen Füßen stehen werde.“

„Und Du kannst die Zeit nicht erwarten, bis Du unabhängig von Deinem alten Vater bist,“ murmelte Gehe unmuthig.

Jetzt stand Hermann auf, ging um den Tisch herum, trat dicht an den Kantor heran, schlang seinen Arm um dessen Schulter, blickte ihm treuherzig in die Augen und sagte in einem weichen Ton, dem doch eine gewisse Schalkhaftigkeit beigemischt war: „Was Du da sagst, glaubst Du ja selbst nicht, mein guter Vater. Bedenke doch nur, welche Opfer das erfordern würde, da mit dem Studium die Stipendien aufhören.“

„Das weiß ich wohl,“ entgegnete der Alte, „das ist aber kein Hinderniß, ich gebe Dir was Du brauchst und geb' Dir's gern.“

„Daran zweifle ich nicht, fürchte jedoch, Du veranschlagst die Kosten zu gering; ein Privatdozent an der Universität kann nicht leben wie ein armer Student.“

„Ist auch nicht nöthig,“ entgegnete Gehe sich in die Brust werfend, „auf vier- bis fünftausend Mark das Jahr soll es mir für meinen einzigen Sohn nicht ankommen.“

„Vier- bis fünftausend Mark!“ wiederholte Hermann in grenzenlosem Erstaunen. „Berzelle die Frage, lieber Vater, wie wolltest Du das ermöglichen?“

„Das laß meine Sorge sein,“ antwortete Gehe abweisend, aber Hermann beruhigte sich dabei nicht. „Du willst Dein kleines Vermögen für mich hingeben, das nehme ich auf keinen Fall an!“ rief er.

„Wäre auch noch nicht schlimm, wenn ich's hätte,“ brummte Gehe, der sich in die Enge getrieben sah, „denn es kommt ja alles von Deiner Mutter her. Die Sache hängt aber anders zusammen.“

„Wie?“

„Ich sehe schon, es hilft mir nichts, ich muß Leichten,“ sagte der Kantor in sichlicher Verlegenheit und mit einem Versuche zu scherzen, der aber nicht besonders gelang. „Ich wollt' es nicht gern sagen, Ihr jungen Leute von heute habt manchmal so sonderbare Ideen; so wisse denn, ich habe einen Gewinn in der Lotterie gemacht und meinen Kopf doraus gesetzt, das Geld dafür zu verwenden, aus dem jetzt noch einzigen Abkömmling derer von Gehe wenigstens etwas anderes zu machen, als einen simplen Landgraf. Hast Du nun noch Einwendungen?“

„Ich will es überlegen,“ antwortete der junge Arzt; obwohl er wenig Lust hatte, auf den Vorschlag des Vaters einzugehen, mochte er ihn doch nicht durch eine sofortige schroffe Ablehnung kränken; er kannte ja die Schwäche, welche jenen immer zu hochfliegenden Plänen brachte.

Gehe war der Abkömmling eines alten sächsischen freiherrlichen Geschlechtes; der Zweig, dem er entsprossen, hatte sich aber im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts bürgerlichen Berufsarten zugewendet und den Adel fallen lassen. Obwohl in recht bescheidenen Verhältnissen aufgewachsen, wurde Gehe doch zeit seines Lebens von der Erinnerung an die einstige Herrlichkeit seiner Familie gequält und empfand es als eine

schwere Ungerechtigkeit des Schicksals, daß er sein Leben als Kantor und Lehrer in einer kleinen Staat fristen mußte. Selbst der behaglichere Wohlstand, in den er durch das ihm von seiner verstorbenen Frau zugebrachte Vermögen gekommen war, hatte nur dazu gedient, diesen Stachel noch tiefer in seine Brust zu drücken; neuerdings war jedoch ein Ereigniß eingetreten, das ihn veranlaßte, sich in noch höherem Maße als Abkömmling der Freiherrn von Gehe zu fühlen.

Zur Zeit der Reformation hatte ein Freiherr von Gehe eine Stiftung gemacht, aus deren Ertrag aller Söhne der Familie von Gehe, welche sich dem Studium der Jurisprudenz, der Medizin oder der Theologie widmeten, recht ansehnliche Stipendien ertheilten. War kein Gehe vorhanden, der Anspruch auf das Stipendium machte, so konnte dasselbe aber auch an andere, dann jedoch nur an evangelische Studenten der Theologie vertheilt werden.

Derartige Fälle waren im Laufe der Jahre wiederholt vorgekommen und standen jetzt, wenn nicht für immer, so doch für eine Reihe von Jahren zu erwarten, denn der Kantor Gehe und sein Sohn waren die einzigen Träger des Namens. Der letzte männliche Sprosse des adligen Zweiges der Familie war vor einem Jahre gestorben. Er hatte das Amt eines Kurators der Familienstiftung bekleidet und dieses war jetzt mit allen dazu gehörigen weitgehenden Befugnissen und einem kleinen Einkommen auf den ältesten Vertreter der bürgerlichen Aste, also auf den Kantor Gehe übergegangen.

„Wenn Du nach Leipzig gehst, so habe ich nicht übel Lust, dort ebenfalls mein Heim aufzuschlagen,“ fuhr der Kantor nach einer Pause fort.

„Du wolltest Dein Amt aufgeben?“ rief der Sohn betroffen.

„Warum nicht? Habe ich es nicht redlich verdient, mein Alter in Ruhe hinzubringen?“ fragte Gehe beleidigt.

„Gewiß, Vater,“ erwiderte Hermann warm, „aber Du bist noch nicht alt. Deine Wirksamkeit an der Kirche, Deine Lehrthätigkeit werden Dir fehlen.“

„Du bist ein Schwärmer, mein guter Hermann,“ sagte der Kantor achselzuckend.

„Dein Garten, Deine Blumen, Deine Bienstöcke, alles, alles würde Dir fehlen,“ fügte Hermann hinzu.

„Nun, die liegen sich anderwärts auch beschaffen,“ lachte der Alte, „und wenn Du denkst, es würde mir an Beschäftigung mangeln, so bist Du im großen Irrthum, ich sage Dir, die Gehe'sche Stiftung macht mir zu schaffen; es geben Stöße von Briefen ein, die ich beantworten muß, ich werde von den Aspiranten förmlich überlaufen, und dabei meinen die Herren Superintendenten, Schulspektoren und Pastoren, welche Stipendien für ihre Söhne verlangen, der Kantor Gehe, der doch eigentlich ihr Untergebener sei, müsse

sich noch eine besondere Ehre daraus machen, ihnen gefällig sein zu können und habe nichts zu thun, als ihr Gesuch mit einem gebergsamen „ja“ zu beantworten.

Er war bei diesen Worten aufgestanden und lief mit großen Schritten im Zimmer umher.

„Ich denke, Du hast Dich bei der Entscheidung nur nach den Zeugnissen der jungen Leute und nach ihrer Bedürftigkeit zu richten; alles übrige geht Dich nichts an,“ bemerkte Hermann.

„Sage das nicht, mein Sohn, es wälten da doch noch andere Rücksichten!“ fiel der Kantor ein, fügte aber schnell hinzu, „d. h. Du hast ganz recht, Würdigkeit und Bedürftigkeit in erster Linie, aber es heißt doch auch mit den vorhandenen Mitteln ausreichen, die richtige Auswahl treffen, es kommen mindestens dreimal so viel Bewerbungen als berücksichtigt werden können. Ich sage Dir, seit ich Kurator der von Gehe'schen Stiftung bin, bin ich ein geplagter Mann.“

Der junge Doktor konnte sich eines leisen Lächelns nicht erwehren, denn der Vater sah bei dieser Klage durchaus nicht wie ein geplagter Mann, sondern recht selbstzufrieden aus.

„Wenn ich in einer größeren Stadt lebe, ist das auch ganz anders,“ fuhr der Kantor sich wieder niederlegend fort, „wie ich Dir sage, hier glaubt alles, was sich zu den Honorationen rechnet, ein Recht auf das Stipendium zu haben, weil Kantor Gehe der Kurator ist, und wer's nicht bekommt, den hat man zum Feinde.“

„Was wirst Du nun sagen, lieber Vater, wenn ich Dir besenne, daß ich Dir nicht nur einen Wittsteller auf den Hals gezogen und ihm meine Vererbung bei Dir zugesagt habe, sondern daß ich seinen Besuch jeden Augenblick erwarte?“ versetzte Hermann mit schalkhaftem Lächeln; aber der Kantor runzelte die Stirn.

„Was willst Du damit sagen? Ich wünsche da in der That keine Einmischungen,“ murmelte er verdrüsslich.

„Ei, so schlimm ist es nicht,“ antwortete der Sohn, ohne sich aus der Fassung bringen zu lassen. „Ich bin eine Strecke Wegs mit Kurt Schubert gefahren, er studiert in Tübingen und kommt während der Ferien her, um Mutter und Schwester zu besuchen. Er erzählte mir, oder eigentlich fragte ich's ihn halb mit Gewalt ab, wie kümmerlich er sich auf der Universität durchschlagen müsse und welche Entbehrungen sich trotzdem die Frau Pastorin und Luise auferlegen müßten, um ihn dort zu erhalten, und da erkundigte ich mich, ob er sich denn noch nicht um das von Gehe'sche Stipendium beworben habe.“

„Er hat's noch nicht gethan,“ sagte der Kantor.

„Nein, er hat's nicht gethan, und weißt Du auch warum? Weil sein verstorbener Vater Dein direkter Vorgesetzter gewesen, er fürchtet, Du könntest glauben, daß er darauf besondere Ansprüche begründe.“

„Sehr zartfühlend,“ versetzte Gehe und es

war zweifelhaft, ob er spottete oder lobte; Hermann nahm das letztere an.

„Nicht wahr?“ rief er. „Nur ist ein kreuzbraver Dursch, wenn einer das Stipendium verdient, so ist er's. Ich habe ihm die Willen ausgerebet und ihm das Versprechen abgenommen, sich Dir heute noch persönlich vorzustellen und darum zu bitten. Nicht wahr, Du giebst es ihm?“

„Das kann ich im voraus nicht bestimmen,“ bemerkte Gehe ausweichend.

„Er hat glänzende Zeugnisse, daß er's braucht, dafür bedarf es für Dich keines Nachweises, also gib es ihm.“

„Wir wollen sehen.“

„Versprich es mir,“ bat Hermann, des Vaters Hand ergreifend. „Bedenke, wie gut Pastor Schubert und seine Frau immer gegen mich waren, ihr Haus war mir eine zweite Heimath.“

„Allem Anscheine nach gedenkst Du sie wieder aufzusuchen,“ sagte der Kantor.

„Gewiß, ich habe erst durch Kurt erfahren, daß die Frau Pastorin und ihre Tochter wieder hier wohnen, sie waren doch nach des Pastors Tode fortgezogen.“

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Von der Protectionswirtschaft im edlen Ungarlande giebt folgende tragikomische Geschichte des „Budapester Tagebl.“ Zeugniß: „Bekanntlich herrscht noch in einigen Ministerien die Gepflogenheit, daß häufig auch Gattinnen kleiner Beamten bei den hohen Functionären in Audienz erscheinen, um für ihre Gatten irgend eine Protection zu erbitten. Warum just Frauen, und zwar junge ebenso wie alte, diese Aufwartungen machen, hat noch Niemand zu erforschen vermocht, der in das ministerielle Seelenleben nicht eingeweiht ist, aber es scheint, daß diese Audienzen denn doch irgend welchen praktischen Werth besitzen. Allerdings sollen diese Besuche vielen hohen Beamten sehr unangenehm sein und es kam schon vor, daß die Gattin eines solchen diese Besuche ebenfalls sehr unpassend fand und in ihrem häuslichen Kreise mit aller Thatkraft dagegen Stellung nahm. Das Herz einer Frau hat eben seine Launen. Dieser Tage soll nun bei einem hohen Beamten, dessen Gattin von solchen Besuchen entschieden nichts wissen wollte, die Frau eines Beamten vorgeprochen haben, und während das hübsche junge Weibchen um die Protection bat, vernahm der betreffende hohe Herr plötzlich draußen die Stimme seiner Gattin. Obwohl er sich keiner Schuld bewußt war, wollte er doch die Erörterung seiner Gemahlin vermeiden, und er hat daher die junge Dame, welche bei ihm zu Gast war, für einen Moment in

einem Nebengemach Platz zu nehmen. Die Gattin des hohen Beamten trat ein und forderte diesen auf, sofort mit ihr auszufahren, was der Beamte — um eben die scharfen „Erörterungen“ zu vermeiden — auch that. Die junge Dame im Nebenzimmer verhielt sich Anfangs sehr ruhig und wartete auch ziemlich lange auf die Wiederkehr des hohen Herrn. Es verging jedoch Stunde auf Stunde und als sie endlich ohne Aufforderung das Zimmer verlassen wollte, fand sie alle Thüren versperrt. Die Diener hatten die Bureau geschlossen und der — hohe Herr schien die junge Dame ganz vergessen zu haben. Die arme kleine Frau begann zu pochen, zu schreien und zu weinen, aber Niemand hörte sie und erst am Morgen gegen 6 Uhr, als die Diener die Ministerialbureau wieder lüfteten, wurde sie aus ihrem Gefängnisse befreit. Man kann sich ungefähr vorstellen, welche Sensation in dem Amte herrschte, als bekannt wurde, daß eine junge Dame im Bureau eines hohen Herr übernachtet habe. Der hohe Beamte, welcher die Protection gewährt, und der kleine Beamte, welcher die Protection begehrt, waren gleicher Weise aufgeregte, und nach einer langen Conferenz, die der Gatte der übernachteten jungen Dame mit dem hohen Herrn hatte, wurde er — sofort in eine höhere Rangklasse versetzt. In dem betreffenden Ministerium soll es aber allen Frauen, selbst den ältesten, nicht mehr gestattet sein, das Avancement ihrer Gatten zu befürworten.“

— **Die Sonne bringt es an den Tag.** Ein junger Ehemann, dessen Frau etwas eifersüchtig war, war von seiner Urlaubreise, so erzählt die „B. Z.“, zurückgekehrt zur liebenden Gattin. Sie saßen nach langer Trennung behaglich bei einander; sie tändelte mit seiner Hand und zog ihm dabei spielend den Ring vom kleinen Finger; ein weißer Hautstreifen wurde sichtbar. „Wie Du verbrannt bist, sieh doch!“ rief die junge Frau und zeigte auf die durch den Ring geschützt gewesene unverbrannte Stelle. Neugierig zog sie ihm nun auch den Ehering vom Goldfinger; hier aber war die Haut ebenso gebräunt wie sonst auf der Hand, denn der Ehemann hatte den Trauring während der Reise im Portemonnaie gehabt! Die junge Frau reimte sich auch die Sache richtig zusammen, und diese Entdeckung hat die Freude des Wiedersehens getrübt.

— **Ein königlicher Spieler.** Der König Kalakaua der Sandwichsinseln hat in Paris merkwürdige Erinnerungen hinterlassen. Einen interessanten Zug von Kalakaua erzählt

das neueste Heft der Revue contemporaine. Ein großer Cercle in Paris beschloß, die Gelegenheit, einen König zu bewirtheten, nicht unbenutzt zu lassen und lud Kalakaua zum Diner ein. Ein Pariser Cercle ist nur denkbar mit einem Spielsaal. Es wurde daher nach dem Diner an den König Kalakaua die Frage gerichtet: ob es ihm nicht genehm sei, den Spielsaal zu besuchen. „Gewiß,“ antwortete der Dolmetsch, nachdem er den König konsultirt hatte, „aber der Herrscher hat nicht darauf gerechnet, ein Spiel zu finden und hat sich mit Geld nicht vorgesehen.“ Das schadet nicht im Geringsten, meinte der höfliche Präsident, man werde dem König Geld behändigen. Es wurden auch wirklich dreißigtausend Franken gebracht, die Kalakaua, ohne zu zuden, in die Tasche schob. Dann brach man nach dem Spielsaal auf. Der König grüßte voll Herablassung alle Welt: die Spieler, die Croupiers, die Diener; er bezeugte die lebhafteste Anerkennung für die Einrichtung des Saals. Dann zog er sich majestätisch zurück, ohne einen Pfennig gesetzt zu haben; die dreißigtausend Franken nahm er mit sich. Der Cercle wartet heute noch auf Wiederbezahlung.

— **Prinzessin und Schildwache.** An der württembergischen Grenze geht folgende kleine Geschichte von der Tochter des Königs, Prinzessin Pauline, um: Die Prinzessin kleidet sich sehr einfach, und so mag es gekommen sein, daß ein Soldat auf Posten Ludwigsburg die Prinzessin nicht kannte und die ihr gebührenden Ehrenbezeugungen nicht erwies. Ein Sergeant, der in der Nähe war, machte durch alle möglichen Gestikulationen den Posten auf die Prinzessin aufmerksam, nicht umsonst; er schien den Sergeanten verstanden zu haben, denn er nahte sich der Prinzessin mit den Worten: „Fräulein, Sie möchte zum Herrn Sergeanten über komme.“

— **Durch die Blume.** Wirth: Nun, wie finden Sie den Rheinwein, prächtig, nicht wahr? — Gast: Na, er ist nicht schlecht, ich finde nur, es ist ein bißchen zu viel Rhein drin!

— **Vor Gericht.** Richter: Sind Sie schuldig oder nicht? — Angeklagter: Ich glaubte, ich sei schuldig, aber mein Bertheidiger meinte, ich sei es nicht, und wenn Sie ihn reden hören, werden Sie es ihm auch glauben.

Verantw. Redakteur Ludwig Rohmann
in Elbing.
Druck und Verlag von H. Gaarz
in Elbing.